

Kerstin Rinnert

Band 4

Liebes Leben anders

Eine ressourcenorientierte
Analyse queerer Lebensrealitäten
in heteronormativen Verhältnissen

Doing Transitions

Reflexive Übergangsforschung

Verlag Barbara Budrich



Kerstin Rinnert
Liebes Leben anders

Reflexive Übergangsforschung – Doing Transitions

Band 4

Kerstin Rinnert

Liebes Leben anders

Eine ressourcenorientierte Analyse
queerer Lebensrealitäten in
heteronormativen Verhältnissen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Diese Arbeit wurde als Dissertation an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main unter dem Titel „~~Anders~~ Anders l(i)eben – Eine ressourcenorientierte Analyse queerer Lebensrealitäten in heteronormativen Verhältnissen“ angenommen.

1. Gutachterin: Prof. in Dr. Barbara Friebertshäuser

2. Gutachter: Prof. Dr. Michael Fingerle

Datum der Disputation: 15.10.2019

Siegelziffer D.30

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-2416-1 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1564-0 (PDF)

DOI 10.3224/84742416

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Europe

*Für meine Interviewpartner*innen und all jene, deren
L(i)eben sie repräsentieren.*

Inhaltsverzeichnis

1	Anders l(i)eben... Problemhorizont und Aufbau der Arbeit	11
2	Theoretische Rahmung – Sexuelle Identität, Adoleszenz, (Hetero-)Normativität und Gleichgesinnte	19
2.1	Adoleszenz als sensible Übergangsphase der Identitätsentwicklung	19
2.2	Fließende Übergänge – Sexuelle Orientierungen, geschlechtliche Identitäten und Coming-out.....	28
2.3	Heteronormativität und deren Entselbstverständlichung in der Sozialwissenschaft.....	36
2.4	Die Herstellung von <i>Andersartigkeit</i>	43
2.4.1	Normsetzung und Normabweichung	46
2.4.2	Vom Übergang in die Abweichung – Labeling Approach nach Howard S. Becker	48
2.4.3	Normsetzung und abweichendes Verhalten am Beispiel „non-konformen“ Begehrens	55
2.4.4	Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung nach Vivienne Cass	56
2.4.5	„Queere Karriere“ und Coming-out – Integration der Konzepte von Becker und Cass.....	60
2.5	Gleichgesinnte	67
2.5.1	Begriffsdefinitionen: Szene, Lebensstil, Subkultur	69
2.5.2	Queere Subkultur	75
3	Lebensrealitäten von LSBT*IQs – Befunde, Desiderate und offene Fragen	81
4	Forschende Zugänge – Methodologie und Forschungsdesign.....	91
4.1	Der Forschungsstil der Grounded Theory	91
4.1.1	Positionierung und Begründung der Wahl.....	91
4.1.2	Wurzeln der Grounded Theory	92
4.1.3	Forschungsphasen und Verfahrensschritte	94
4.2	Methodisches Vorgehen.....	102

4.2.1	Qualitative Forschung und das Interview	102
4.2.2	Das problemzentrierte Interview.....	104
4.2.3	Konkretes Forschungsvorgehen und Ablauf der Untersuchung	108
4.2.4	Das Sample	110
4.2.5	Transkription, Datenschutz und Anonymisierung	114
4.2.6	Positionierung und Reflexion der Rolle der Forscherin	117
4.2.7	Reflexion der Interviewsituation – Das Interview als soziale Beziehung	121
4.3	Reflexivität in der Forschung.....	126
5	Lebensrealitäten von LSBT*IQs – Zwischen Wirklichkeiten und Möglichkeiten.....	131
5.1	Queeres Aufwachsen und L(i)eben in heteronormativen Kontexten	131
5.1.1	Wer wir sind – Kurzportraits der Interviewten	133
5.1.2	Wie wir werden, was wir sein sollen – Heteronormative Sozialisation in der Familie	139
5.1.3	Land der beschränk(t/end)en Möglichkeiten oder Möglichkeitenraum? – Heteronormativität im Kontext Schule.....	155
5.2	Effekte heteronormativer Strukturen – Wie LSBT*IQs zu Abweichenden gemacht werden.....	168
5.2.1	Pathologisierung und Kriminalisierung von LSBT*IQs.....	169
5.2.2	Ignoranz und Bagatellisierung – Abweichungen von Heteronormativität als vermeintliche Phase bzw. frei gewählter Lebensstil	173
5.2.3	Individualisierung von Schuld und Scham	176
5.2.4	Unwissenheit über sexuelle Orientierungen und Geschlechtlichkeiten.....	178
5.2.5	Unsichtbarkeit von LSBT*IQs	181
5.3	Zentrale Ressourcen – Internet und queere Subkultur	183
5.3.1	Queering Online Spaces – Internet als Raum ohne Schränke und Schranken?.....	183
5.3.2	Das Internet als queeres Informationsmedium	188
5.3.3	Das Internet als queeres Konsummedium.....	200

5.3.4	Das Internet als queeres Kommunikationsmedium und digitaler Begegnungsraum	203
5.3.5	„Queer Peer“ – Subkultur als Ressource	214
5.3.6	Kulturelle und soziale Möglichkeitsräume – Internet que(e)rt Subkultur.....	240
6	Bilanz und Ausblick: Queere Räume, Ressourcen und Lebensrealitäten in heteronormativen Verhältnissen.....	253
6.1	Queeres Aufwachsen und L(i)eben in den heteronormativen Kontexten von Familie und Schule	253
6.2	Heteronormative Strukturen und wie sie LSBT*IQs zu Abweichenden machen.....	261
6.3	Zentrale Ressourcen – Internet und queere Subkultur	264
6.4	Leben und Lieben in heteronormativen Strukturen – Handlungsbedarfe, Forschungslücken und theoretische Desiderate.....	276
6.5	Fazit.....	291
7	Literaturverzeichnis.....	295

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Genderbread Person	30
Abbildung 2: Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung	58
Abbildung 3: Forschungslogik der Grounded Theory als schematisches Prozessmodell	96
Abbildung 4: Parallelität der Arbeitsschritte.....	97
Abbildung 5: Kodierparadigma nach Strauss.....	101
Abbildung 6: Das Sample – Tabellarische Darstellung	111
Abbildung 7: Anzahl der Internetnutzer*innen in Deutschland in den Jahren 1997 bis 2018 (in Millionen).....	185
Abbildung 8: Mediuhr nach Wilbur J. Schramm „What is a long time?“	186

1 Anders l(i)eben... Problemhorizont und Aufbau der Arbeit

„Ich bin anders als du bist anders als er ist anders als sie! Sie ist anders als er ist anders als du bist anders als ich! Wir, wir, wir sind anders als ihr, ihr, ihr seid anders als wir. Na und? Das macht das Leben eben bunt!“¹

*Anders*² zu sein, ist *Normalität*. Kein Mensch gleicht dem anderen³ und das ist gut so! Dies ist auch die Botschaft, die in dem Kinderlied „Anders als du“ vermittelt wird. Menschen unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht. Neben den sichtbaren Unterschieden, wie z. B. das Erscheinungsbild, unterscheiden sie sich in ihren Vorlieben und Abneigungen, in ihren Wünschen und Zielen, in ihren Bedürfnissen und ihren Meinungen. Menschen leben in/unter unterschiedlichsten Bedingungen und Voraussetzungen auf verschiedene Weisen, so gleicht keine Biografie der anderen.

Unterschiede bestimmen auch die Wahrnehmung unserer Welt. Durch sie können wir kategorisieren, ordnen und uns in unserem Handeln orientieren. Dabei geraten jedoch zum einen Gemeinsamkeiten oft aus dem Blick, zum anderen verlaufen Unterscheidungen beinahe nie wertfrei. *Anders* bedeutet dann häufig nicht lediglich ungleich, sondern ungleichwertig. So nehmen wir Dinge und Menschen nicht einfach nur wahr, sondern hierarchisieren entlang diverser Unterschiede⁴ bzw. Differenzlinien in ein besser und schlechter, in richtig und falsch, in *normal* und abweichend. Kleine Unterschiede zwischen Menschen werden mit Bedeutung aufgeladen, damit zu relevanten Merkmalen und zum potenziellen Makel. Dieser definiert schließlich die Merkmalsträger*innen ganz und macht diese nicht nur zu *anderen*, sondern zu Fremden. Als Folgen dieses Prozesses werden Menschen auf der ganzen Welt, die z. B. eine *andere* Herkunft oder Hautfarbe haben, deren Körper *anders* aussieht, die eine *andere* politische Einstellung oder Religion haben, ausgegrenzt oder gar verfolgt. Jeder noch so kleine Unterschied zwischen Menschen kann, mit Bedeutung und

- 1 Aus Sim Sala Sing. Das Liederbuch für die Volksschule (Kern et al. 2006).
- 2 Um auf die Konstruiertheit unserer (Un-)Normalitätsvorstellungen hinzuweisen, werden – mit Ausnahme von Quellen im Text – Begriffe wie *anders*, *normal*, *Andersartigkeit*, *Normalität* usw. in vorliegender Arbeit durchgängig *kursiv* gesetzt. Gleiches gilt für die Verwendung von Begriffen, die sich auf die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit beziehen, wie z.B. *Frauen*, *Männlichkeit*, *weiblich* usw.
- 3 Es gibt vieles, was einen Menschen unverwechselbar macht. Noch verlässlicher als die DNS (die sich bei eineiigen Zwillingen gleicht) lassen biometrische Merkmale eine eindeutige Identifizierung zu. Dies machen sich heutzutage auch Technik und Behörden zu Nutzen: das Smartphone wird durch einen Fingerprint-Sensor oder durch Gesichtserkennungssoftware entsperrt, Türen öffnen sich per Retina- oder Iris-scan und biometrische Daten werden auf dem Personalausweis gespeichert.
- 4 Welche Unterschiede dabei (auch in welchem Maß an Ausprägung) zu bedeutsamen Differenzlinien werden, ist je nach sozialem, historischem und kulturellem Kontext, gar von Situation zu Situation, variabel und auch von der jeweiligen Perspektive abhängig.

Wertigkeit aufgeladen, zur Grundlage für Vorurteile und Diskriminierungen werden. Binäre Muster durchziehen Alltag und Gesellschaft, prägen unser Denken und Wahrnehmen und so auch unsere Wirklichkeit. Entsprechend unterscheiden wir nach dieser Logik auch unsere Geschlechtlichkeit in entweder *weiblich* oder *männlich*, woraus sich als einzig legitime Sexualität, die zwischen *Frau* und *Mann* ableitet.

Dies ist unsere *Normalität*, die jede Abweichung bzw. all jene, die sich nicht in dieses Raster einfügen lassen, zu *Unnormalen* macht. Dieser Ansicht sind zumindest Vertreter*innen der sogenannten Konversionstherapien (auch Reparativ- oder Reorientierungstherapie), die v. a. Homosexuelle – weil scheinbar erstrebenswert – mittels vorgegeblicher psychotherapeutischer Methoden „heilen“ und ihnen Heterosexualität anerziehen wollen.⁵ Auch wenn es sich bei den Befürworter*innen der Scheintherapien häufig um nur wenige (religiöse) Fanatiker*innen handelt, scheinen nicht nur in deren Augen Lesben, Schwule, Bi-, Trans* und Intermenschen „zu“ *anders* zu sein. Auch an den (öffentlichen und politischen) Debatten und Reaktionen⁶ auf die Forderungen diverser Aktionspläne der Länder für Vielfalt, Akzeptanz und gleiche Rechte, die in die jeweiligen Bildungspläne mitaufgenommen werden sollten, zeigte sich deutlich, dass in unserer Gesellschaft auch heutzutage noch Menschen mit einer nicht-heterosexuellen Orientierung und/oder einer non-binären Geschlechtlichkeit nicht nur als *anders*, sondern als *unnormale* und fremd wahrgenommen werden.

Obwohl Studienergebnisse darauf hindeuten, dass sich ca. ein Zehntel der Bevölkerung als LSBT*IQ⁷ bzw. nicht ausschließlich heterosexuell identifiziert (in einem Land wie Deutschland wären das über 8 Millionen Menschen)

5 Trotz der nachweislich schädigenden Wirkung auf die Gesundheit der in dieser Form „Therapierten“ sowie der bereits 1974 (Homosexualität wird von der American Psychological Association aus der Liste der psychischen Störungen gestrichen) bzw. 1992 (Homosexualität wird auch im weltweit anerkannten ICD-10-Katalog als psychische Störung gestrichen) bereits als unzeitgemäß und falsch testierten Anschauung von Homosexualität als Krankheit, wird in Deutschland ein Verbot von Konversionstherapien erst 2019 (angestoßen durch Gesundheitsminister Jens Spahn Anfang des Jahres 2019) diskutiert. Psychiatrische und psychologische Fachgesellschaften sprechen sich schon seit Jahren in Stellungnahmen offen gegen Konversionstherapien aus. Siehe z. B. auch Berufsverband Deutscher Fachärzte für Psychiatrie und Psychotherapie; Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (2013).

6 Als Reaktion auf eine geplante Reform des Bildungsplans in Baden-Württemberg 2015, in der eine Neuerung auch die Berücksichtigung und Bearbeitung des Themas „sexuelle und geschlechtliche Vielfalt“ im Unterricht vorsah, formulierten vor allem christliche und konservative Politiker*innen und Verbände offene Kritik, starteten Petitionen und riefen zu Protesten auf, auf denen sie bundesweit unter dem Namen „Demo für alle“ um Unterstützer*innen warben.

7 Def.: Die Abkürzungen LSBT, LSBTI, LSBTTIQ, LSBTI*, LSBT*IQ stehen in den unterschiedlichen Versionen für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transsexuelle, Transgender, Intersexuelle und queere Menschen. Das Sternchen oder Asterisk (*) steht für

und demnach davon auszugehen ist, dass es im Alltag immer wieder (unbewusste) Begegnungen mit Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Inter- oder Transpersonen gibt – sei es in der eigenen Familie, unter den Mitschüler*innen oder Kolleg*innen, den Vorgesetzten oder Kund*innen –, scheinen LSBT*IQs und deren Lebensrealitäten vielen noch immer fremd zu sein.⁸ Das Gefühl von Fremdheit, gepaart mit Unwissen und einem Mangel an Informationen, schürt wiederum Ängste und Vorurteile, bis hin zum Hass gegenüber *anderen*.

Bezogen auf den Hass gegenüber *anders* L(i)ebenden schreibt Carolin Emcke in ihrer Kolumne in der Süddeutschen Zeitung am 17.06. 2016:

„Wenn es etwas gibt, das Menschen, die anders aussehen, anders lieben oder anders begehren als die normgebende Mehrheit, wenn Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender, Intersexuelle oder queere Menschen etwas miteinander gemein haben, dann die Erfahrung der Verwundbarkeit. Wie immer einzigartig und singular als Individuen, das, was queere Menschen kollektiv verbindet, ist nicht zuletzt dieses Gefühl der Verletzbarkeit: immer noch mit herablassenden Blicken betrachtet zu werden, wenn wir auf der Straße Hand in Hand laufen oder uns küssen, immer noch mit Schimpfwörtern bedacht und bedroht zu werden auf dem Schulhof oder in der U-Bahn oder im Netz, immer noch gegen Gesetze ankämpfen zu müssen, die uns als ‚krank‘ kategorisieren oder kriminalisieren, immer noch begründen zu müssen, warum wir vielleicht nicht gleichartig, aber doch gleichwertig sind, warum wir Kinder lieben und fördern können wie andere Familien auch, immer noch Gefahr zu laufen, am helllichten Tag oder des Nachts angegriffen und zusammengeschlagen zu werden. [...] ⁹ Das alles nur, weil es diesen Hass gibt auf die Art wie wir lieben oder leben. Weil es diesen Hass gibt auf unser Glück, für das wir uns nicht schämen wollen. Daran hat sich nichts geändert, nur weil manche von uns Bürgermeister oder Umweltministerin oder Popstars werden können.“ (Emcke 2016b)

Den obigen Kommentar verfasste Emcke als Reaktion auf das Attentat auf den queeren Nachtclub „Pulse“ im US-amerikanischen Orlando, Florida, bei dem über 100 Club-Besucher*innen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit erschossen oder schwer verletzt wurden.

Durch dieses Hassverbrechen werden, wie unter einem Brennglas, die Gefahren und Risiken *anders* zu sein und/oder zu l(i)eben deutlich. Auch heute

unterschiedliche Selbstdefinitionen und Identitäten. Das „Q“ kann sowohl queer als auch questioning bezeichnen (= unsicher über sexuelle/geschlechtliche Identität sein, diese in Frage stellen) (vgl. Glossar der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Abrufbar unter: <http://www.hirschfeld-kongress.de/blog/glossar.html>). Auch wenn in der vorliegenden Arbeit im Sample keine Interperson vertreten ist, lassen sich die Ergebnisse z. T. übertragen, weswegen im Folgenden das Akronym LSBT*IQ verwendet wird.

8 Problem der „Heteronarrativität“ (Roof 1996): Die vorliegende Arbeit wird im Bewusstsein der strukturellen Unmöglichkeit geschrieben, einen nicht-heteronormativen Plot zu schreiben (vgl. Woltersdorff 2005, S. 29), da bereits unser Vokabular, mit dem über Begehren und Geschlechtlichkeit gedacht, gesprochen und geschrieben wird, heteronormativ geprägt ist. So wird auch im Schreiben über die Benennung von LSBT*IQs Heteronormativität reproduziert, was jedoch permanent kritisch mitgedacht und reflektiert wird.

9 Auslassungen oder Änderungen durch die Autorin werden mit eckigen Klammern gekennzeichnet.

noch gelten nicht-heterosexuell begehrende und non-binäre Menschen nicht nur als *anders*, sondern als *unnorm* und sind aufgrund ihres (im Vergleich mit der Mehrheitsgesellschaft vermeintlichen) *Andersseins* einer erhöhten Diskriminierungsgefahr ausgesetzt.¹⁰ Dies wirft einerseits die grundsätzliche Frage auf, wie die „normgebende Mehrheit“ fortlaufend eine *Normalität* bezüglich der sexuellen Orientierung und der Geschlechtlichkeit herstellt und reproduziert, andererseits interessiert, ob und inwiefern LSBT*IQs heutzutage tatsächlich *anders* leben. *Normalität* verändert sich: Normen wandeln und liberalisieren sich, Gesellschaft pluralisiert sich, Gesetze werden verabschiedet, die Ungleichbehandlung und Diskriminierung bestrafen sollen (z. B: das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, die Einführung der Ehe für alle und der dritten Geschlechtsoption). Wie stellen sich unter den herrschenden aktuellen Bedingungen Lebensrealitäten von LSBT*IQs dar bzw. her und welche Potenziale, Strategien, Räume und Ressourcen nutzen, erschließen und entwickeln sie dabei auf welche Weise?

Aus *anders* wird erst in Kombination mit Unwissen „fremd“. Der Verunsicherung, die aus dem Gefühl von Fremdheit entsteht, die wiederum in Abneigung und Hass umschlagen kann, kann jedoch etwas entgegengesetzt werden. In Form der Vermittlung von Informationen und Erkenntnissen über bislang Unbekannte(s) soll diese Arbeit hierzu einen Beitrag leisten und dabei jene zu Wort kommen lassen, die zu oft unsichtbar und ungehört bleiben.

„Wer der Norm entspricht, kann dem Irrtum erliegen, dass es sie nicht gibt. Wer der Mehrheit ähnelt, kann dem Irrtum erliegen, dass die Ebenbildlichkeit mit der die Norm setzenden Mehrheit keine Rolle spielt. Wer der Norm entspricht, dem oder der fällt oft nicht auf, wie sie andere ausgrenzt oder degradiert. Wer der Norm entspricht, kann sich oft ihre Wirkung nicht vorstellen, weil die eigene Akzeptanz als selbstverständlich angenommen wird. Aber Menschenrechte gelten für alle. Nicht nur für diejenigen, die einem ähnlich sind. Und so gilt es achtsam zu sein, welche Sorten der Abweichung, welche Formen der Andersartigkeit als relevant für Teilhabe oder als relevant für Respekt und Anerkennung ausgegeben werden. Und so gilt es zuzuhören, wenn diejenigen, die abweichen von der Norm, erzählen.“ (Emcke 2016a, S. 97f.)

Die Arbeit ist dabei wie folgt aufgebaut: Der Einleitung, die dem thematischen Einstieg dient und den Problemhorizont eröffnet, folgend, werden im zweiten Kapitel die theoretischen Grundlagen erarbeitet, in denen sich die Empirie im Hauptteil bewegt und die diese rahmen. Hierfür wird in einem ersten Schritt die Adoleszenz als sensible Phase der (sexuellen) Identitätsentwicklung skizziert (Kapitel 2.1), mit Fokus auf die spezifischen Entwicklungsaufgaben und

10 „Heteronormativität wirkt als apriorische Kategorie des Verstehens und setzt ein Bündel von Verhaltensnormen. Was ihr nicht entspricht, wird diskriminiert, verfolgt oder ausgelöscht.“ (Wagenknecht 2007, S. 17). 2019 kriminalisieren 70 UN-Staaten einvernehmlichen, gleichgeschlechtlichen Sex zwischen Erwachsenen, in sechs Staaten der Vereinten Nationen wird für gleichgeschlechtlichen einvernehmlichen Sex die Todesstrafe verhängt. Quelle: <https://ilga.org/>; letzter Zugriff am 08.06.2019.

Herausforderungen, mit denen Heranwachsende konfrontiert sind. Gleichhaltige lösen die Familie als wichtigste Bezugsgruppe ab und Körper und Sexualität werden zu virulenten Themen. Daran anschließend (Kapitel 2.2) folgt eine Definition der Begriffe und die Erklärung der Ausprägungen sexueller Orientierung, geschlechtlicher Identität und Coming-out. Ebenfalls wesentlich für das Verständnis der Ausführungen im empirischen Hauptteil, schließt eine Erklärung des in der Arbeit verwendeten Heteronormativitätsbegriffs¹¹ bzw. der Heteronormativitätskritik an, an deren Denkrichtung die vorliegende Arbeit angelehnt ist (Kapitel 2.3). Zudem wird skizziert, wie sich in den Sozialwissenschaften die Entselbstverständlichung von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität, als scheinbar *normale* und „natürliche“ Ordnung vollzieht. Normen, wie auch die der Cis-Heterosexualität, sind jedoch keine sozialen Tatsachen, sondern unterliegen (u. a.) historischem Wandel und sind dabei immer an gesellschaftliche Zusammenhänge gebunden. So beschäftigt sich der darauffolgende Abschnitt (Kapitel 2.4) mit der Herstellung von Normen bzw., damit konvergierend, *Andersartigkeit*. Anschließend an eine grundsätzliche Auseinandersetzung um die Bedeutung von Normen wird das diese Arbeit leitende Verständnis von Normsetzung und Normabweichung, die Konstruktion von Normen und dabei vor allem die Rolle der Gesellschaft bei der Definition abweichenden Verhaltens, entlang der Theorie des Labeling Approach nach Howard S. Becker erläutert. Abweichendes Verhalten wird dabei nicht als objektive Tatsache oder Eigenschaft eines Individuums, sondern als Ergebnis von Etikettierungs- und Zuschreibungsprozessen, also gewissermaßen als kollektives gesellschaftliches Handeln, betrachtet. Inwiefern Normen und *Normalitäten*, die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität betreffend, erst über die Etikettierung eines entsprechend *anderen* bzw. „Abweichenden“ hergestellt werden, wie sich aus dieser Perspektive demnach Heteronormativität konstituiert, wird entlang Beckers‘ Karriereleiter abweichenden Verhaltens am Beispiel „non-konformen“ Begehrens skizziert. Nach einer schematischen Darstellung queerer Karrieren in heteronormativen Gesellschaften liegt der Fokus auf den Auswirkungen, die Etikettierung und Stigmatisierung auf die (Identitäts-)Entwicklung queerer Individuen haben können, welche anhand des Phasenmodell nicht-heterosexueller Identitätsentwicklung nach Vivienne Cass verdeutlicht werden. Die Integration der Konzepte von Becker und Cass schließt diesen Abschnitt, in dem sich abschließend kritisch mit dem Stellenwert und der Bedeutung eines Coming-outs, als angenommene allgemein gültige „Homonormalität“ queerer Identitätsentwicklung, nicht nur für die sich

11 „Heteronormativität ist ein zentraler Begriff der Queer Theory, mit dem Naturalisierung und Privilegierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit in Frage gestellt werden. Das bedeutet, dass nicht nur die auf Alltagswissen bezogene Annahme, es gäbe zwei gegensätzliche Geschlechter und diese seien sexuell aufeinander bezogen, kritisiert wird, sondern auch die mit Zweigeschlechtlichkeit und (ehevertraglich geregelter) Heterosexualität einhergehenden Privilegierungen und Marginalisierungen“ (Kleiner 2016).

Outenden, sondern auch für deren soziales Umfeld, auseinandergesetzt wird. Das darauffolgende Kapitel (2.5) dient der Ermittlung eines passenden Begriffs bzw. Konzepts, mit dem sich LSBT*IQs als Gleichgesinnte, unter Berücksichtigung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, analytisch fassen lassen, und eruiert, inwiefern LSBT*IQs als queere Subkultur betrachtet werden können.

In Kapitel 3 findet eine breit angelegte Auseinandersetzung empirischer Forschung im Kontext von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt statt. Dabei liegt der Fokus vor allem auf Studien, die sich, unabhängig ob quantitativ oder qualitativ, mit den Lebensrealitäten von LSBT*IQs befassen. Entlang des Forschungsstandes wird die Fragestellung konkretisiert und das Forschungsdesiderat verdeutlicht, dem sich im empirischen Hauptteil der Arbeit angenommen wird.

Im vierten Kapitel werden Methodologie und Forschungsdesign erläutert und dargestellt. Grundlagen des Forschungsstils der Grounded Theory (im Weiteren auch abgekürzt mit GT – Kapitel 4.1) werden zunächst allgemein, dann speziell das methodische Vorgehen (Kapitel 4.2) entlang des konkreten Projekts dargestellt. Hierzu zählt ebenso die Begründung des problemzentrierten Interviews als gewählte Erhebungsmethode, wie auch die Beschreibung der Akquise und des Samples und eine Auseinandersetzung der eigenen Position und Rolle innerhalb des Forschungsprozesses. Bei qualitativer Sozialforschung allgemein, jedoch beim gewählten Zugang und der Involviertheit der Forschenden im Feld im Besonderen, kommt der Reflexion der Rolle der Forscherin und der Interviewsituation zentrale Bedeutung zu. In diesem Zusammenhang wird, bevor anschließend zum Hauptteil übergeleitet wird, auf die Begriffe Vorwissen, Präkonzept und theoretische Sensibilität eingegangen und deren Bedeutung hervorgehoben.

Der vorliegenden Arbeit liegen Interviews mit LSBT*IQs und Expert*innen, die haupt- oder ehrenamtlich mit queeren Jugendlichen oder (jungen) Erwachsenen arbeiten, zugrunde. Auch wenn es ein Anspruch der Arbeit ist, einen Einblick in die Lebensrealitäten von LSBT*IQs zu ermöglichen und queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen Sichtbarkeit und eine Stimme zu verleihen, erfolgen Analysen und Darstellungen der Ergebnisse nicht auf Einzelfall- sondern auf Phänomenebene. So bildet die Analyse queerer Lebensrealitäten im Kontext von Familie einerseits und Schule andererseits den Beginn des empirischen Hauptteils (Kapitel 5.1). Neben der Krisenhaftigkeit des Alltags queer L(i)ebender, die aus den Erzählungen der Interviewten hervorgeht, werden in diesem Kapitel auch entsprechende Unterstützungspotenziale thematisiert. Vor allem Familie und Freund*innen sowie gesellschaftliche Institutionen, allen voran die Bildungsinstitutionen, spielen – bezüglich deren Einstellung und Positionierung zu LSBT*IQs – für die persönliche Entwicklung der Interviewten eine wichtige Rolle. Je nachdem ob das jeweilige soziale Um-

feld als unterstützend erachtet wird oder nicht, ist dies für die queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen mehr oder weniger förderlich oder belastend. Die Diskriminierungen, denen LSBT*IQs in ihrem Alltag ausgesetzt sind, als Effekte heteronormativer Strukturen verstehend, wird in Kapitel 5.2 analysiert, wie queere Jugendliche und (junge) Erwachsene über diese erst zu Abweichenden gemacht werden. Der Fokus liegt dabei auf der Rolle der Gesellschaft bei der Konstruktion von LSBT*IQs als Abweichler*innen. In Kapitel 5.3 folgt darauf ein Perspektivwechsel, der die individuelle Bewältigung heteronormativer Verhältnisse und die Gestaltung nicht-heteronormativer Lebens- und Liebesweisen sowie die Gestaltung der dabei immanenten Übergänge¹² (wie z.B. inneres und diverse äußere Coming-outs) in den Mittelpunkt des Interesses rückt, denn „an Übergängen werden Ungleichheit und *Normalität* ausgehandelt“ (Walther und Stauber 2013, S. 219). So werden queere Jugendliche und (junge) Erwachsene im Vollzug der Übergänge in ihrem Lebenslauf immer wieder mit den Diskrepanzen zur und Diskriminierungen seitens der heteronormativen Ordnung konfrontiert. Dabei ist die in diesem Abschnitt erkenntnisleitende Frage, die nach der Nutzung, Entwicklung und Aneignung queerer Potenziale, Strategien, Räume und Ressourcen. Durch die Interviews konnten in diesem Kontext zwei zentrale Ressourcen identifiziert werden: Sowohl queere Internetnutzung (Kapitel 5.3.1) als auch die Partizipation an queerer Subkultur (Kapitel 5.3.2) eröffnet LSBT*IQs diverse Möglichkeiten.

Informationen, die queeren Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen in Schule und Familie verwehrt blieben, werden über das Internet zugänglich; sie nutzen das Netz, um sich selbst und ihre Möglichkeiten auszuprobieren, um so zu sein, wie sie sind bzw. sein wollen und nicht können; und sie treten via Internet mit Gleichgesinnten, die sonst im Alltag unsichtbar sind, in Kontakt. Eben dieser Kontakt zu Gleichgesinnten, in Form queerer Subkultur, kann für LSBT*IQs in vielerlei Hinsicht eine wichtige Ressource bzw. Alternative zur cis-geschlechtlichen und heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft sein. Die Analyse der Zusammenhänge und Schnittmengen zwischen Internet und queerer Subkultur (Kapitel 5.3.3) bildet den Abschluss des empirischen Hauptteils und leitet zum Schluss der Arbeit über.

- 12 Das Verständnis von Übergängen ist hier ein prozessuales, relationales und dynamisches. Übergänge strukturieren unseren Lebensverlauf. Als Wechsel zwischen unterschiedlichen Lebensphasen und/oder Statuspositionen, Rollen und/oder Selbstbildern, werden sie dabei als soziale Vollzugswirklichkeiten (Hirschauer 2004) ständig (neu) konstruiert und gestaltet. Sie existieren demnach nicht „an sich“, werden also nicht als „quasi-natürliche Gegebenheiten angenommen“ (Stauber und Walther 2015, S.4), sondern erst durch ihre praktische Gestaltung hergestellt. An Übergängen werden Normen und Normalitätserwartungen verhandelt, (individuelle und kollektive) Verunsicherungen und Unsicherheiten bearbeitet sowie soziale Strukturen von Ungleichheit, Ein- und Ausschluss reproduziert (vgl. Walther und Stauber 2013, S.219). Als soziale Zustandswechsel resultieren sie aus der Verschränkung individueller Entwicklungen und gesellschaftlicher Rollenerwartungen.

Im abschließenden sechsten Kapitel werden die zentralen Ergebnisse und Erkenntnisse des Hauptteils noch einmal zusammengefasst und in Bezug zueinander gesetzt. Daraus werden anschließend Handlungsbedarfe auf verschiedenen Ebenen abgeleitet und formuliert. Forschungslücken, die im Verlauf der Arbeit identifiziert werden konnten, werden hinsichtlich eines Ausblicks auf mögliche weitere Forschung benannt, bevor ein Fazit den Abschluss der Arbeit bildet.

2 Theoretische Rahmung – Sexuelle Identität, Adoleszenz, (Hetero-)Normativität und Gleichgesinnte

2.1 Adoleszenz als sensible Übergangsphase der Identitätsentwicklung

Adoleszenz in Abgrenzung zur Kindheit

Während bei manchen Naturvölkern die Initiation vom Kind zum Erwachsenen in einem bestimmten Alter über ein festgelegtes Ritual verläuft, beispielsweise über Mutproben oder Beschneidungen, gilt in den modernen westlichen Industriestaaten der Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz¹³ und dann ins Erwachsenenalter, als zeitlich nicht festgelegter Lern- und Entwicklungsprozess. So gestaltet sich hier der Übergang von der Kindheit über die Adoleszenz bis hin ins Erwachsenenalter nicht mit einem Initiationsschritt, sondern über die Bearbeitung einer Vielzahl von Entwicklungsaufgaben¹⁴. Zudem ist die Definition von Kindheit und Adoleszenz bzw. die Einteilung in Lebensphasen zeit- und kulturgebunden¹⁵ und somit historisch und kulturell relativ¹⁶.

- 13 Innerhalb interdisziplinärer, sich mit den Übergängen bzw. der Lebensphase zwischen Ende der Kindheit und Beginn des Erwachsenenstatus befassenden Forschungsrichtungen, werden „Jugend“- und „Adoleszenz“-Begriff gleichermaßen (und häufig synonym) verwendet, um die Entwicklungs- und Bildungsprozesse, sowie Rahmenbedingungen und Anforderungen dieser Phase zu bezeichnen. „Häufig zielt aber gerade der Adoleszenzbegriff stärker auf theoretische Differenzierungen. Durch diesen größeren Abstraktionsgrad, der in einem allgemeineren Sinne die Möglichkeiten und Qualitäten des Übergangs oder des Entwicklungsspielraums zwischen Kindheit und Erwachsenenheit umschreibt, ist der Adoleszenzbegriff in geringerem Maße vorbelastet durch die Konnotationen des Alltagsbewusstseins“ (King 2009, S. 28) weswegen diesem auch in vorliegender Arbeit der Vorzug gegeben wird. „adolescere“ – lateinisch für „heranwachsen“
- 14 Mehr zu den Entwicklungsaufgaben: Havighurst (1952) *Developmental tasks and education*
- 15 Ebenso, wie die Einteilung und Bewertung der Lebensphasen kulturgebunden und historisch variabel sind, sind es auch die Vorstellungen von „Geschlecht“.
- 16 Die Lebensphasen differenzieren sich immer mehr aus: „Zwischen Kindheit und Jugend haben sich die sogenannten Kids geschoben, die Jugendphase selbst hat sich intern weiter untergliedert (frühe, mittlere und späte Jugendphase) und nach oben schließt sich an das Ende des Jugendalters nicht die Erwachsenenheit, sondern die Postadoleszenz oder der/die junge Erwachsene“ (Ferchhoff 2007, S. 87), mehr dazu auch Fend (2003). Aus Gründen der Handhabbarkeit und da in der verwendeten Literatur zum großen Teil nur zwischen Kindheit und Adoleszenz differenziert wird, werden nachfolgend auch lediglich die Merkmale dieser beiden Lebensphasen dargestellt.

Die Kindheit¹⁷ als Lebensphase ist ein relativ neues Konstrukt. Erst seit der späten Neuzeit existiert eine Trennung von Erwachsenen- und Kinderwelt, hervorgerufen vor allem auch durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht (Hornstein und Thole 2008b, S.539f.). Erst durch die Trennung der Kindheit von der Lebenswelt der Erwachsenen konnten innerhalb der kindlichen Lebenswelt spezifische Erlebnisweisen und Denkformen entstehen.

„Erst hierüber konnte sich eine eigene Kinderwelt herausbilden, die sich in allem und grundlegend von derjenigen der Erwachsenen unterscheidet.“ (Hornstein und Thole 2008b, S. 540)

Heute hat sich die Kindheit als Lebensabschnitt etabliert und gilt als wichtige Sozialisationsphase¹⁸, in der das Kind seiner Umwelt in besonderem Maße ausgesetzt ist, da sich der eigene Charakter noch nicht gefestigt hat (vgl. Wegener 2010, S. 125). Ein Gewissen muss sich erst entwickeln, Normen müssen erlernt und Moral- und Wertvorstellungen noch aufgebaut werden. „Schließlich müssen Kinder [...] im Rahmen kulturell vorgegebener Wertmaßstäbe moralische Vorstellungen entwickeln und in der Lage sein, sich mit gesellschaftlichen Normen auseinander zu setzen“ (Wegener 2010, S. 126). Zu den Entwicklungsaufgaben zählen noch weitere Anforderungen, wie der Spracherwerb, die Ausbildung einer Persönlichkeit, die Entwicklung eigener Verhaltensmuster, die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Erwartungen und Zuschreibungen an ihr Geschlecht, die Aneignung von Bildung oder das Erlernen von sozialer Kompetenz (vgl. Strotmann 2010, S. 134f.). Eine weitere Aufgabe, mit der Kinder sich konfrontiert sehen, die jedoch erst seit einigen Jahren Thema des Diskurses ist, ist ein Wandel der Kindheit hin zur Individualisierung. Seitdem wird immer häufiger eine frühzeitig einsetzende Selbstständigkeit konstituiert, die Kinder zu aktiven Akteur*innen, Gestalter*innen und Mitproduzent*innen ihrer Person und ihrer Kindheit macht (vgl. Hornstein und Thole 2008b, S. 541). Durch all diese verschiedenen Anforderungen, denen sich Kinder heutzutage stellen müssen, hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die Lebensphase Kindheit immer mehr verkürzt, wodurch der Übergang in die Adoleszenz immer früher erfolgt (vgl. Hornstein und Thole 2008b, S. 539). Als weiterer Effekt dieser Entwicklung lässt sich zudem in vielen Lebensbereichen eine Entdifferenzierung der Lebens- und Erfahrungswelten von Kindern und Erwachsenen beobachten, die die Übergänge von einer in die nächste Lebensphase immer unschärfer und durchlässiger werden lassen (vgl. Hornstein und Thole 2008b, S. 540).

17 Wenn im weiteren Verlauf von Kindheit die Rede ist, wird aus Gründen des begrenzten Rahmens und der in vorliegendem Kontext lediglich geringen Relevanz von einer weiteren Differenzierung in frühe, mittlere und späte Kindheit abgesehen. Gemeint ist die Lebensphase bis zum Eintritt in die Pubertät.

18 Dabei meint Sozialisation „jene dialektischen Beziehungen zwischen Persönlichkeitsentwicklung und gesellschaftlich vermittelter sozialer Umwelt, die nicht an pädagogische Absichten und Didaktiken geknüpft sind“ (Fritz et al. 2003, S. 7).

Lebensphase Adoleszenz

Die Adoleszenz¹⁹ nimmt im Lebensverlauf eines Menschen einen zentralen Stellenwert ein und gilt daher als prägende „Schlüsselphase“ (Harring 2015, S. 850f.). Sie vor allem in ihrer Struktur von anderen Lebensabschnitten, welche ihr vorausgehen und nachfolgen, unterscheidend sowie aufgrund der „Expansion und zunehmenden Ausdifferenzierung in ihrer äußeren Gestalt“ (Harring 2015, S. 850f.) wird von Adoleszenz als eigenständiger ausdifferenzierter und elementarer, richtungweisender und individuell determinierter Entwicklungs- und Reifephase gesprochen (vgl. Jost 2009, S. 397; Litau 2011, S. 25; Hurrelmann 2007, S. 19). Beeinflusst wird die konkrete Ausgestaltung der Adoleszenz dabei durch „lebenslagen-spezifische, ökonomische, kulturelle und soziale, ethnische, geschlechtsspezifische und regionale Besonderheiten“ (Hornstein und Thole 2008a, S. 1). Ebenso sozial konstruiert und gesellschaftlichen Zuschreibungen, Vorstellungen und Erwartungen sowie in den vergangenen Jahrzehnten vielschichtigen Veränderungen unterlegen, dehnt sich die Adoleszenz im Gegensatz zur Phase der Kindheit jedoch immer mehr aus. Innerhalb der Forschung existieren verschiedene Definitionen, Verwendungsweisen und Abgrenzungen des Adoleszenzbegriffes. Dabei unterliegt sie, wie alle Lebensphasen, historischen, sozialen und kulturellen Veränderungen, weswegen sowohl die gesellschaftlichen als auch die wissenschaftlichen Vorstellungen von Anfang, Ende bzw. Dauer der Adoleszenz variieren. Noch bis in die 1970er/80er-Jahre hinein wird davon ausgegangen, dass der Übergang von der Adoleszenz ins Erwachsenenalter mit Beginn der Berufstätigkeit, Elternschaft oder Eheschließung endet. Diese Kriterien haben jedoch über die Zeit an Trennschärfe verloren (vgl. Hornstein und Thole 2008a, S. 1). Folgt man heute geläufigen Definitionen, beginnt sie „mit der (inzwischen zeitlich vorverlagerten) Pubertät“²⁰ (körperliche, psychische und sozialkulturelle Entwicklungs- und Reifungsprozesse) und endet, wenn man nicht nur juristische, nicht nur anthropologische und biologische und nicht nur psychologische, sondern auch soziologische Maßstäbe anlegt, mit dem Eintritt in das Berufsleben und/oder mit der Heirat“ (Ferchhoff 2007, S. 87).

Heute, anders als noch vor 50 Jahren, markiert der Eintritt ins Erwerbsleben, eine Heirat oder die Gründung einer eigenen Familie nicht mehr eindeutig und notwendigerweise das Ende der Adoleszenz. Mit dem Strukturwandel der

19 Im Kontext der Arbeit soll der Begriff der Adoleszenz nicht eine bestimmte Altersgruppe beschreiben, sondern eine Phase des Übergangs zum Erwachsenwerden definieren. Die in dieser Gruppe gefassten Individuen sind nicht mehr Kind, aber noch nicht erwachsen.

20 „Der Begriff ‚Pubertät‘ meint zumeist die Phase der Geschlechtsreife und die mit ihr verbundenen psychophysischen Veränderungen im engeren Sinne“ (King 2009, S. 3).

vergangenen Jahrzehnte gehen u. a. verlängerte Schul- und Ausbildungszeiten²¹, die Entkoppelung von Bildung, Ausbildung und Berufstätigkeit, veränderte Ablösungsprozesse vom Elternhaus und neue Heirats-, Lebensbeziehungs- und Familiengründungsmuster einher (vgl. Ferchhoff 2007., S. 87f.). Auch wenn beispielsweise heute der Übertritt von der Adoleszenz ins Erwachsensein ebenfalls dann vollzogen ist, wenn eine Mündigkeit und Reifung in verschiedenen Bereichen erreicht ist, geht dieser, im Vergleich zu früher, viel später, in gewissen Teilbereichen auch gar nicht, vonstatten und kann, beispielsweise durch Jobverlust, Scheidung o. ä., wieder aufgehoben werden. So geht der Trend hin zu einer Entstandardisierung bzw. Individualisierung der Adoleszenz (vgl. Ferchhoff 2007, S. 93). Andreas Walther et al. (2007) haben in diesem Kontext den Begriff der „Yo-Yo-Übergänge“ eingeführt:

„Die zunehmende Unsicherheit, Reversibilität, Fragmentierung [...], Unplanbarkeit und Individualisierung buchstabieren aus, was Entstandardisierung oder Entstrukturierung von Lebensläufen genannt wurde [...]. Dies lässt sich am besten mittels der Metapher des ‚Yoyo‘ verdeutlichen im Gegensatz zu linear fortlaufenden Übergängen, deren Ziel von vorneherein feststeht, deren Richtung und Dauer deshalb absehbar sind.“ (Walther und Stauber 2007, S. 37)

Biografische Übergänge²² haben das Potenzial Möglichkeiten zu eröffnen, aber sind auch immer Phasen der Unsicherheit und als solche Herausforderungen, die individuell gemeistert und gestaltet werden müssen. Sie sind „prinzipiell Zonen von Ungewissheit und Verwundbarkeit [...] – sowohl für die gesellschaftliche Ordnung, [...] als auch für die Individuen“ (Walther und Stauber 2013, S. 30). Die einzelnen Lebensphasen weisen größere Gestaltungsspielräume auf und Übergänge werden fließend²³, was die Festlegung auf eine genau definierte Altersspanne erschwert (vgl. Hurrelmann 2007, S. 18, 45). Durch die Verkürzung der Kindheit beginnt die Adoleszenz zum einen immer früher, zum anderen gibt es kein klar definiertes Ende mehr (vgl. Ferchhoff 2007). Auch nach Hornstein und Thole hat sich die Jugendphase „vorverlagert, zeitlich nach hinten verschoben“ sowie „inhaltlich entstrukturiert“ (Hornstein und Thole 2008a, S. 1). Der Eintritt von der Adoleszenz ins Erwachsensein hat demnach seine Endgültigkeit verloren, was diese Phase zu einem offenen und diffusen Lebensabschnitt bzw. einer „unbestimmten Grauzone“ der Identitätssuche und der Identitätsfindung macht, hin und her gerissen zwischen nicht mehr jugendlich und noch nicht erwachsen.

21 Adoleszenz findet ihren Ausdruck in „institutionalisierten Formen von Bildungs- und Ausbildungsangeboten“ (Jost 2009, S. 397), welche Heranwachsenden zur Verfügung stehen bzw. für diese verpflichtend sind, wie zum Beispiel die gesetzliche Schulpflicht.

22 Übergänge finden sich auf institutioneller, diskursiver und individueller Ebene.

23 „Jedoch bleiben auch im Auseinanderdriften die institutionalisierten und sanktionierten Protonormalismen und die flexiblen Normalismen der alltäglichen Lebensbewältigung der Subjekte aufeinander bezogen, Lebenslaufregimes bleiben als Normalitätskontexte (als Ideal-Folien) relevant.“ (Walther und Stauber, 2013, S. 35)

Während der Adoleszenz eignen sich Jugendliche ein Werte- und Normsystem, ethisches und politisches Bewusstsein und Einstellungen zu Kultur, Bildung, Konsumgütern, Medien, Genuss sowie Freizeit an und entwickeln einen angemessenen, selbstbestimmten Umgang damit (vgl. Boeger 2010, S. 134; Harring 2015, S. 852). Zudem sehen sich die Jugendlichen mit der gesellschaftlichen Erwartungshaltung konfrontiert, adäquate soziale Umgangsformen zu erlernen, einen individuellen Lebensplan zu entwickeln sowie Entscheidungen zur Ausbildungs- und Berufswahl zu treffen²⁴, um sich aktiv an Angelegenheiten der sozialen Gemeinschaft beteiligen zu können (Boeger 2010, S. 134). Eine Lebensführung gilt dann als erfüllend, wenn persönliche Werte und Prinzipien, physische und psychische Verfassung und die zur Verfügung stehenden Verhaltens- und Handlungsspielräume in Einklang zueinander stehen bzw. gebracht werden. Auch wenn der Erwerb dieser Kompetenzen der Entlastung „von Alltagsanspannungen und der Regeneration der psychischen und körperlichen Kräfte“ (Hurrelmann 2007, S. 26) dienen kann, stellt deren Aneignung die Jugendlichen vor eine Herausforderung. Während es u. a. Ziel ist, einen souveränen Umgang mit gesellschaftlichen „Leistungs- und Sozialanforderungen“ (Hurrelmann 2007, S. 26) zu entwickeln sowie die Kompetenz auszubauen, „die eigenen Bedürfnisse und Interessen in der Öffentlichkeit zu artikulieren“ (Hurrelmann 2007, S. 28), befinden sich die Jugendlichen in permanenter Ambivalenz zwischen Selbstständigkeit und Abhängigkeit (z. B. juristisch und finanziell).

Die Adoleszenz ist durch die Suche nach Lebenssinn und Orientierung in der Gesellschaft charakterisiert, wobei diese Suche unter prekären Bedingungen Selbstwertkrisen und Orientierungsschwierigkeiten auslösen kann (vgl. Hurrelmann 2007, S. 31). Da auch die Erprobung, Einübung und Verfestigung von Verhaltensweisen während der Adoleszenz erfolgt, die den zukünftigen gesundheitsbezogenen Lebensstil prägen, gilt dieser Lebensabschnitt auch als Phase erhöhter Vulnerabilität, in der die Jugendlichen besonderen Risiken ausgesetzt sind. Dementsprechend kommt zwischenmenschlichen Beziehungen und einem stabilen sozialen Netz eine besondere Bedeutung zu. Bezüglich enger sozialer Beziehungen findet jedoch eine diametrale Entwicklung statt.

Während einerseits die Ablösung von Eltern und anderen Erwachsenen als Bezugspersonen, als Zeichen emotionaler Unabhängigkeit, ein bedeutender Entwicklungsschritt innerhalb dieser Lebensphase ist, findet in dieser Zeit die Anbahnung bzw. Aufnahme erster enger, reifer und/oder intimer Beziehungen zu Gleichaltrigen statt (vgl. Boeger 2010, S. 134). So spielen vor allem – dabei in z. T. unterschiedlichen Funktionen gleich- und gegengeschlechtliche –

24 Bzw. die entsprechenden Voraussetzungen für eine erfolgreiche Bildungs- und Berufsbioografie zu schaffen. Die Möglichkeiten sind allerdings ungleich verteilt, mehr zum Zusammenhang zwischen Bildungserfolg und sozialer Herkunft siehe z. B. Brake und Büchner (2012).

Peers²⁵ eine zunehmend wichtigere Rolle, während sich die Bindung zu den Eltern bzw. Erziehungsberechtigten verändert und loser wird.²⁶

In der Adoleszenz fungieren neben der Familie und mit steigendem Einfluss die Peergroup, ebenso die Bildungsinstitutionen als zentrale Sozialisationsinstanzen.²⁷ Dabei setzt in all jenen Kontexten und Institutionen eine fortschreitende Vergeschlechtlichung der Individuen ein.

„In der Adoleszenz stellen Fragen der Sexualität, Geschlechtsidentität, Partner_innenwahl, Ablösung von den Eltern und Zugehörigkeit zur Peergroup wichtige Themen dar.“ (Kleiner 2015, S. 30)

Geschlechterordnung und -verhältnisse, Geschlechterbilder und -rollen sowie die entsprechenden Erwartungen und Anforderungen an die „Geschlechtsträger*innen“ spielen im gesamten Lebensverlauf, vor allem aber während der Adoleszenz, eine bedeutende Rolle. Auch wenn eine queere sexuelle Identität in jedem Lebensalter angenommen bzw. bewusst werden kann, scheint die Adoleszenz diesbezüglich eine besonders virulente Phase zu sein, worauf auch einschlägige Studien hinweisen (Trautner 2003, Fiedler 2014; Fiedler und Marneros 2004b, Watzlawik 2004, Watzlawik und Heine 2009).

Geschlechtlichkeit und sexuelle Orientierung in der Adoleszenz

„Zugleich sind auf allen genannten Ebenen die jeweilige soziale Konstruktion von Jugend und die Bedingungen für adoleszente Entwicklungsprozesse verknüpft mit Geschlechterverhältnissen und mit sozialen Konstruktionen von Geschlecht.“ (King 2009, S. 1)

Die Abkehr von der *Normal-* bzw. Traditionalbiografie bringt für die Heranwachsenden neue verschiedenartige Anforderungen mit sich. Die Gleichzeitigkeit von Unsicherheiten und Möglichkeiten, vor allem die strukturelle Spannung zwischen eigener Persönlichkeitsreife und sozialer Integration, die Transformation von Welt- und Selbstbezügen und das während der Adoleszenz scheinbar noch offene und frei gestaltbare Leben sind Herausforderungen, die von den Jugendlichen kreativ gemeistert werden müssen (vgl. Hurrelmann 2002, S. 8). So wird die Lebensphase der Adoleszenz heute „über soziale und rechtliche Positionen oder auch über Merkmale psychosozialer Entwicklungen und von Ablösungs- oder Individuationsprozessen definiert“ (King 2009, S. 3). Besondere Merkmale der Adoleszenz sind dabei die in kurzer Zeit auf die Jugendlichen einwirkenden massiven Umstrukturierungen (vgl. Boeger 2010, S. 133f.). Diese vollziehen sich auf verschiedenen Ebenen, wobei neue und spe-

25 Als Peers oder Peergroup wird eine soziale Gruppe von gleichaltrigen (in Fachdiskursen häufig jugendlichen) Individuen bezeichnet, mit gemeinsamen Interessen, gleicher Herkunft und/oder sozialem Status, in der das Individuum soziale Orientierung sucht und die ihm (in wechselseitiger Beziehung) als Bezugsgruppe dient.

26 Mehr hierzu siehe z. B. Harring et al. (2010), King (2013).

27 Aufgrund von Schulpflicht als struktureller Kopplung korrelieren die beiden Sozialisationsinstanzen Peergroup und Schule in besonderer Weise.

zifisch entwicklungsbedingte Veränderungen die Heranwachsenden vor besondere Herausforderungen stellen (vgl. Raithel 2005, S. 14). Hierzu zählen der Prozess der Geschlechtsreife sowie der sogenannte „Pubertätswachstumsschub“ (vgl. Raithel 2005, S. 14.), die bei den Jugendlichen eine Auseinandersetzung mit körperlichen und psychischen Veränderungen hervorrufen (vgl. Boeger 2010, S. 133f.).²⁸

Mit der Pubertät nimmt die Auseinandersetzung mit sexuellen Bedürfnissen, die Suche nach sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität einen zentralen Stellenwert für die Individuen ein und der Druck, sich zu verorten, steigt, mit zum Teil weitreichenden Konsequenzen (vgl. Hurrelmann 2007, S. 26). Mit den körperlichen, hormonellen und psychosozialen Entwicklungen während der Pubertät, der damit eintretenden Geschlechtsreife und einem veränderten Körperselbstbild, entwickeln die Jugendlichen auch ein anderes bzw. neues Bewusstsein für ihre eigene Geschlechtlichkeit und ihre sexuelle Orientierung.

„Geschlechtsreife, Fruchtbarkeit und Sexualität werden kulturell als Zeichen des Erwachsenwerdens und zugleich mit Geschlechterbedeutungen verbunden.“ (King 2009, S. 4)

Somit gilt Adoleszenz als Phase der Ablösung und Emanzipation, der Identitätsbildung und Vergesellschaftung, vor allem auch als Phase der Vergeschlechtlichung, also als Phase der sexuellen Orientierung und der Ausgestaltung von Geschlechtsidentität (Hurrelmann 2007).

„Die Entwicklung sexueller Orientierung und sexueller Identität ist eine der zentralen zu bewältigenden und hochpersönlichen Aufgabe von Jugendlichen.“ (Kastirke und Kotthaus 2014, S. 277)

Gesellschaftliche Geschlechterentwürfe, -differenzen und -hierarchien werden – je in Abhängigkeit des bei Geburt zugewiesenen Geschlechts – in Interaktion mit dem sozialen Umfeld verfestigt und (re-)produziert. Persönliche Vorstellungen über die eigene Geschlechtsidentität werden dabei durch Sozialisationsinstanzen und gesellschaftliche Erwartungen beeinflusst und gegebenenfalls eingeschränkt. Um gesellschaftlich „intelligibel“ (Butler 1991) zu sein, gilt es einen *männlichen* oder *weiblichen* Habitus (vgl. Bourdieu 1982) auszubilden. „In diesem Sinne ist die Adoleszenz gleichsam eine ‚heiße Phase‘ der Produktion der Geschlechtlichkeit“ (King 2009, S. 4) und der Entwicklung einer sexuellen Orientierung. So vollzieht sich während der Adoleszenz die heteronormative Sozialisation der Jugendlichen zu *Frauen* und *Männern* (vgl. Hagemann-White 1988). Monika Götsch spricht in diesem Kontext auch von der (Re-)Produktion heteronormativen Wissens als Prozess und Effekt gleichermaßen, als sozialisierter und sozialisierender Praxis (vgl. Götsch 2015, S. 129).

28 Mehr zur Entwicklungspsychologie im Jugendalter in: Schneider et al. (2012) Entwicklungspsychologie [Nachfolger von Oerter & Montada] Beltz Verlag, Weinheim, Basel.

„Prozesse und Effekte von Sozialisation rufen demnach Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Norm sowie Hierarchisierungen, Naturalisierungen und Normalisierungen hervor und werden durch sie hervorgerufen.“ (Götsch 2015, S. 130)

Die vielschichtigen Herausforderungen und potenziellen Krisen und Konflikte anerkennend, die diese Prozesse für alle Heranwachsenden bergen²⁹, gibt es interindividuelle Unterschiede. Lassen sich Jugendliche innerhalb der „heterosexuellen Matrix“³⁰ (Butler 1991) verorten, können sie auf tradiertes sozial geteiltes Wissen zurückgreifen und auf Basis dessen in den jeweiligen Situationen agieren. Was passiert jedoch, wenn die stereotypen Geschlechterrollen von *männlich* und *weiblich* für die Jugendlichen nicht passen, wenn der gesellschaftliche Konsens darüber, wie geliebt und gelebt werden sollte, nicht mit den jeweiligen individuellen Lebenswelten und Liebesweisen übereinstimmt? Dabei gilt es vor allem auch zu bedenken, welchen immensen zeitlichen und emotionalen Raum, die Bewusstwerdung und immer neue Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtlichkeit im Leben von LSBT*IQs einnehmen (vgl. Krell und Oldemeier 2017).

Systeme von Alltagsannahmen, Geschlechter und sexuelle Orientierungen betreffend, durchziehen die gesamte Gesellschaft, alle Institutionen, sowie die Wahrnehmung, das Gefühlsleben, Einstellungen und Verhaltensweisen ihrer Mitglieder. Diese sind heteronormativ organisiert und auch queere Jugendliche internalisieren das geltende heteronormative Wissen.

„Da gesellschaftliche Erwartungen stark geschlechtlich eingefärbt sind, geht der Prozess der Selbstfindung der Jugendlichen gewissermaßen durch den Filter geschlechtstypischer Normierungen und sozialer Bewertung.“ (Rendtorff 2014, S. 284)

Stehen ihr eigenes Empfinden und ihre Bedürfnisse zu den internalisierten Normen in Konflikt, kann dies den adolescenten Möglichkeitsraum wesentlich einschränken.

„Gerade für Jugendliche, die sich, zusätzlich zu den Entwicklungsaufgaben, die in der Adoleszenz zu bewältigen sind, mit der Frage befassen müssen, ob sie schwul/lesbisch/bisexuell bzw. transsexuell/transident sind, können sich aus dieser Situation Probleme ergeben. Neben Veränderungen (und Verunsicherungen), die adolescenten Jugendliche gemeinhin durchleben, müssen sich junge Schwule, Lesben und Bisexuelle damit auseinandersetzen, dass sich ihre entwickelnden Gefühle und Sehnsüchte auf Menschen des gleichen Geschlechtes richten. Sie erleben sich in ihrer Entwicklung somit als ‚anders als die Anderen.‘ Transsexuelle/transidente Jugendliche nehmen sich häufig schon von Kindesalter an als in ihrem zugewiesenen Geschlecht unpassend wahr – dieses Gefühl verstärkt sich mit Beginn der Pubertät meist gravierend. Die als unstimmig empfundenen Geschlechtsmerkmale bilden sich deutlich aus und bedingen somit eine zunehmende Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsidentität.“ (Krell 2013, S. 14)

29 Mehr zum Erodieren tradierter *Männer-* und *Frauen-*Bilder siehe z. B. Maihofer (2007),

30 Kohärenter und kontinuierlicher Verweisungszusammenhang zwischen „Sex“ als bei Geburt zugewiesenem Geschlecht, „Gender“ als sozialem Geschlecht und „Desire“, dem Begehren (vgl. Butler 1991, S. 22ff.).

Diese umfassende Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Identität stellt für LSBT*IQs im Gegensatz zu ihren cis-heterosexuellen Altersgenoss*innen eine große zusätzliche Belastung dar.³¹ Weichen sie in ihrer Geschlechtlichkeit und/oder ihrem Begehren von den Geschlechter- und Begehrensnormen ab, kann das Status, Anerkennung und Zugehörigkeit gefährden – vor allem innerhalb der Peergroup und in der Schule:

„Verletzungsmächtig sind hier diejenigen, die den von den Jugendlichen – gemäß der gesellschaftlich vorgegebenen – geschaffenen Normen und Leitbildern entsprechen (können), verletzbar diejenigen, die diese Normen nicht erfüllen können oder wollen.“ (Hark 2002, S. 56f.)

Demnach sind Jugendliche LSBT*IQs in allen Lebensbereichen, vor allem aber auch dann, wenn sie sich unter Gleichaltrigen befinden, immer auch der Gefahr ausgesetzt, Opfer von Diskriminierungen und Ausgrenzungen zu werden. Diese psychosozialen Belastungen können diverse und weitreichende negative Folgen haben. Der Frage, wie und unter welchen Bedingungen sich die queeren Lebensrealitäten der im Rahmen der vorliegenden Arbeit Interviewten u. a. auch während der Adoleszenz gestaltet haben sowie ob und wie sie sich in den heteronormativen Verhältnissen alternative (Spiel- und Möglichkeits-)Räume aneignen können und welche Ressourcen dabei von Bedeutung sind, wird in Kapitel 5 ausführlich nachgegangen. An dieser Stelle jedoch soll abschließend das Potenzial hervorgehoben werden, welches die Adoleszenz als Phase der Entstehung von Neuem und des Experimentierens (vgl. Erikson 2017; Hurrelmann 2007; King 2013), gerade auch im Kontext von sexueller Orientierung und Geschlechtlichkeit birgt.

Aufgrund der skizzierten vielfältigen Herausforderungen, lässt sich die Adoleszenz nicht mehr lediglich als Übergangsphase betrachten, sondern als Phase mit einem Eigenwert, einem besonderen sozialen Rhythmus, sowie einer eigenen Dynamik (vgl. Hurrelmann 2007, S. 41). Sie bietet Raum für gesellschaftliche und individuelle Wandlungs- und Transformationsprozesse, die auch im Hinblick auf herrschende heteronormative Geschlechterentwürfe und -normen Potenzial für Veränderungen birgt. So können diese in der Adoleszenz erprobt, umgedeutet, variiert oder überschritten werden, indem sich z. B. (queere) Jugendliche in ihrer sexuellen Identität ausprobieren und/oder sich eben gerade nicht in bestehende Kategorien einordnen lassen bzw. in diesen selbst verorten³² und mit dieser Uneindeutigkeit wiederum eine Irritationen der (Hetero-)Norm hervorrufen.

31 Mehr zur Genese von non-heteronormativer sexueller Orientierung in der Pubertät: Kolanowski (2009).

32 Auch in diesem Kontext kann also von einer eingetretenen Destrukturierung und Entstandardisierung gesprochen werden, wobei eine Orientierung an bereits gesellschaftlich vorkonstruierten klar definierten Kategorien einerseits zwar als einschränkend, andererseits aber auch als hilfreich für die Heranwachsenden wahrgenommen werden könnte.

2.2 Fließende Übergänge – Sexuelle Orientierungen, geschlechtliche Identitäten und Coming-out

„Wer ausdrücklich nach Unterschieden zwischen Heterosexualität und Homosexualität forscht, wird fast immer Unterschiede finden. So naiv diese Erkenntnis ist, so nachhaltig und unkontrollierbar sind die Folgen einer unbedachten Klassifikation von Personen in Gruppen zum Zwecke ihrer Erforschung nach ‚autistisch gesetzten a-priori-Klassen‘ (Bleuler, 1921). Das implizite Problem solcher Art Forschung liegt nämlich darin, dass sich nach außen der Eindruck vermittelt, als habe die Natur ausschließlich Menschengruppen mit klar unterscheidbaren Merkmalen hervorgebracht.“ (Fiedler und Marneros 2004a, S. 70f.)

Sexuelle Orientierung bezeichnet eine länger oder kürzer andauernde emotional-affektive, romantische und/oder sexuelle Anziehung zu (einem oder mehreren) anderen Menschen; bezieht sich auf Gefühle und das Selbstkonzept einer Person; kann, muss sich aber nicht im Verhalten einer Person ausdrücken (vgl. American Psychological Association 2008). Das Begehren wird definiert über die Anziehung zu *Frauen*, *Männern* und/oder zu beiden Geschlechtern oder auf Menschen, deren Geschlechter nicht in den *männlich-weiblichen* Geschlechterdualismus passen.³³ Je nach Konstellation lässt sich die sexuelle Orientierung einteilen in:

- Heterosexualität – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu gegengeschlechtlichen Menschen hin- und angezogen.
- Homosexualität³⁴ – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu gleichgeschlechtlichen Menschen hin- und angezogen (in den Ausprägungen schwul für gleichgeschlechtlich begehrende *Männer* und lesbisch für gleichgeschlechtlich begehrende *Frauen*).
- Bisexualität – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu beiden Geschlechtern hin- und angezogen.

In dieser Einteilung sind allerdings non-binäre, Trans*-, Inter- und queere Menschen unsichtbar. Daher muss das Kategoriensystem erweitert werden um:

33 Die analytische Trennung von Begehren und Geschlecht geht zum einen aus der Tradition queertheoretischer Ansätze hervor. Dabei sind Geschlecht und Begehren nur zwei von weiteren Ungleichheitsdimensionen, zwischen denen es zu vielschichtigen Überschneidungen kommen kann (siehe auch intersektionale Ansätze).

34 Allerdings wird dieser Begriff im weiteren Verlauf der Arbeit möglichst vermieden, wenn er von den Interviewten nicht selbst angeführt wird, da er zum einen ursprünglich pathologisch konnotiert war und zum anderen stark mit *männlicher* Homosexualität assoziiert wird und gleichgeschlechtlich begehrende *Frauen** unsichtbar macht (vgl. Lautmann 1993).

- Pansexualität – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu Menschen jeglichen sozialen oder körperlichen Geschlechts hin- und angezogen.

Eine andere mögliche Einteilung wäre auch:

- Androphilie – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu Männern hin- und angezogen.
- Gynäphilie – Menschen fühlen sich emotional, romantisch und/oder sexuell zu Frauen hin- und angezogen.
- Bi- und Pansexualität – Menschen fühlen sich zu beiden Geschlechtern, bzw. Menschen jeden sozialen und körperlichen Geschlechts hin- und angezogen.

Bereits die Schwierigkeit ein alle Variationen erfassendes Kategoriensystem zu erstellen, bei dem niemand unsichtbar bleibt oder ausgeschlossen wird, verweist auf ältere und neuere Forschungsergebnisse, die auf eine Kontinuität der sexuellen Orientierungen hindeuten, auf einer links und rechts offenen Skala, auf der Heterosexualität nur eine von unendlich vielen Ausprägungen ist. Das hat Alfred C. Kinsey, US-amerikanischer Sexualforscher, bereits 1948 und 1959 in seinen Studien zum menschlichen Sexualverhalten herausgearbeitet und entsprechend gefolgert:

„Man kann die Welt nicht in Schafe und Ziegen einteilen. Nicht alle Dinge sind schwarz oder weiß. Es ist ein Grundsatz der Taxonomie, dass die Natur selten getrennte Kategorien aufweist. Nur der menschliche Geist führt Kategorien ein und versucht, die Tatsachen in getrennte Fächer einzuordnen. Die lebendige Welt ist ein Kontinuum in all ihren Aspekten. Je eher wir uns dessen in Bezug auf menschliches Sexualverhalten bewusst werden, um so eher werden wir zu einem wirklichen Verständnis der Realitäten gelangen.“ (Kinsey 1948, S. 639)

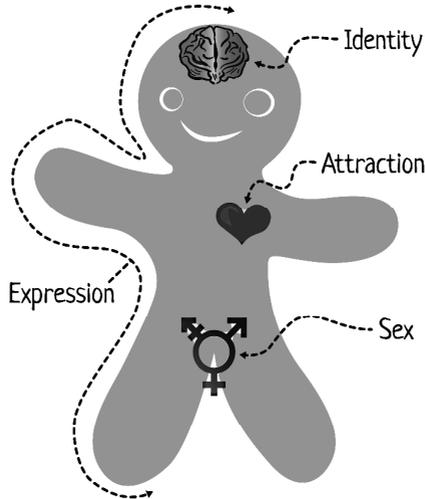
Ein zentrales Ergebnis der Kinsey-Studien, an denen über 11000 freiwillige Proband*innen³⁵ per Interviews und Fragebögen teilgenommen haben und aus denen auch die nach ihm benannte Kinsey-Skala zur Einordnung sexueller Orientierungen entstand, ist, dass die Übergänge zwischen den verschiedenen Ausformungen von Begehren fließend sind, was eine Grenzziehung und Kategorisierung immer künstlich und willkürlich macht. Dabei muss zudem berücksichtigt werden, dass sich die sexuelle Orientierung (als gelebte Sexualität) im Lebensverlauf (mehrmals) ändern kann.

Das Spektrum der Möglichkeiten und die Bandbreite menschlicher Fähigkeiten, Begehren zu empfinden und sich in eine*n andere*n zu verlieben bzw. sich angezogen zu fühlen und dies auch (aus) zu leben erschließt sich auch bei der Betrachtung von Abbildung 1:

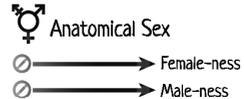
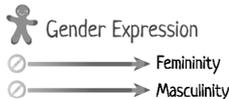
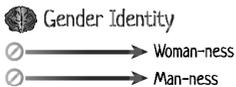
35 Der Asterisk (*) verdeutlicht, dass keine Zweigeschlechtlichkeit angenommen wird, sondern alle Geschlechtsidentitäten einbezogen sind.

Abbildung 1: Genderbread Person

The Genderbread Person v4 by its pronounced METROsexual.com



⊘ means a lack of what's on the right side



Identity ≠ Expression ≠ Sex
Gender ≠ Sexual Orientation

Sex Assigned At Birth
 Female Intersex Male



Genderbread Person Version 4 created and uncopyrighted 2017 by Sam Killermann [For a bigger bite, read more at www.genderbread.org](http://www.genderbread.org)

Quelle: <https://www.itspronouncedmetrosexual.com/2015/03/the-genderbread-person-v3/>;
 letzter Zugriff 11.06.2019.

Sexuelle Orientierung ist demzufolge zu unterscheiden von der Gender Identity (mit welcher Geschlechtlichkeit man sich selbst identifiziert), der Gender Expression (als Ausdruck und Präsentationsform von Geschlechtlichkeit, bspw. über Kleidung, Schmuck, etc.) und dem Körpergeschlecht (zugeschrieben aufgrund von Genitalien, Hormonen, Chromosomen, etc.). Zu unterscheiden ist Begehren zudem noch in sexuelle und romantische Anziehung (wobei man sich z. B. gynäkophil romantisch verlieben, jedoch sexuell androphil begehren kann). Dabei kann sexuelle Orientierung bzw. Begehren empfunden und (aus)gelebt werden oder auch nicht, was vielerlei Gründe haben kann, bzw. kann sexuelles Verhalten auch entgegen der sexuellen Orientierung ausgeübt werden (ein Beispiel hierfür wäre Prostitution). Daneben können sich bei der gewählten Selbstbezeichnung unter Umständen die tatsächliche Vielfalt von Handlungen, Gedanken, Gefühlen und Phantasien nicht widerspiegeln. Entsprechend definiert sich bspw. die Mehrheit derjenigen, die bereits homosexuell aktiv waren nicht als homo-, sondern als heterosexuell (vgl. McConaghy 1999)³⁶.

Begehren unterscheidet sich dabei insofern von anderen Charakteristika und Persönlichkeitsmerkmalen, wie z. B. Haarfarbe, Größe oder Alter, als dass sie sich nur über die Beziehung zu anderen (realen oder imaginierten) Menschen definieren lässt. Sexuelle Orientierung eines Individuums kann, muss sich jedoch nicht im Verhalten eines Individuums ausdrücken, wobei darüber auch Gruppenzugehörigkeit (mit Gleichgesinnten) definiert werden kann (siehe Kapitel 2.5). Über die Ursachen der sexuellen Orientierung lässt sich mit Myers mit Gewissheit lediglich so viel sagen: „The bottom line from a half-century’s research: If there are environmental factors that influence sexual orientation, we do not yet know what they are“ (Myers 2010, S. 74). Sexuelle Orientierung ist keine Entscheidung, keine freie oder bewusste Wahl des Individuums und kann nicht durch Außenstehende verändert oder beeinflusst werden. Forschungen weisen darauf hin, dass sie meist in der frühen Adoleszenz, ohne (positive oder negative) sexuelle Vorerfahrungen entwickelt wird.

Wie oben bereits ausgeführt, ist die geschlechtliche Identität unabhängig von sexueller Orientierung bzw. Begehren zu betrachten. Die geschlechtliche Identität, als ein Teil der Identität, kann dabei als grundlegendes Selbstverständnis über das eigene geschlechtliche Wesen beschrieben werden, bestehend aus der Selbstwahrnehmung und der (erwarteten) Fremdwahrnehmung der eigenen Geschlechtlichkeit. Mit der Identifikation durch sich selbst und andere geht, immer auch in Abgrenzung zu anderen Geschlechterrollen, die Übernahme der entsprechenden Geschlechterrolle einher. Identität bedeutet dabei nach Erikson das Bewusstsein des Individuums von sich selbst, im Sinne der Selbstwahrnehmung (z. B. bezogen auf Geschlecht, die Zugehörigkeit zu

36 Möglicherweise aus Angst vor Stigmatisierungen und Diskriminierung siehe Kapitel 3.